

Klaus Schönberger

Kulturwissenschaft zwischen Ausbildungs- anforderung und „unbedingter Universität“

Fragen an eine Angewandte Kulturwissenschaft zwischen Kreativwirtschaft und kritischer Kulturanalyse

Curiosity and Commitment. Perspectives on the Transformation of European Universities, ed. by Arantes et al., 2024,
S. 61–77.
<https://doi.org/10.25364/978390337430004>

© 2024 by Klaus Schönberger
This work is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License, except for images, screenshots
and logos.

Klaus Schönberger, University of Klagenfurt, klaus.schoenberger@aau.at, <https://orcid.org/0000-0003-3769-4344>

Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert die Herausforderungen und Entwicklungen der Empirischen Kulturwissenschaft im Kontext von Hochschulbildung und neoliberaler Ökonomisierung. Er thematisiert die Spannungen zwischen den hegemonialen Ausbildungsanforderungen und der Vorstellung einer „unbedingten Universität“ (Derrida), die als Ort der freien Wissenschaft und des kritischen Denkens fungieren sollte. Es stehen sich dabei Erwartung an die Universität als verlängerte Werkbank und die einer Kulturwissenschaft als Ort gesellschaftlicher Beobachtung gegenüber. Die Bologna-Reform erschwere paradoxerweise die geforderte Praxisnähe. Der Beitrag argumentiert für eine Rückbesinnung auf die grundlegenden Werte der Wissenschaft und für eine stärkere Integration von Theorie und Praxis, um den Studierenden eine realistische Vision ihres Studiums und ihrer zukünftigen beruflichen Möglichkeiten zu vermitteln.

Schlagwörter: Empirische Kulturwissenschaft, Angewandte Kulturwissenschaft, Theorie und Praxis, Bologna, Unbedingte Universität

Abstract

The article discusses the challenges and developments of Empirical Cultural Studies in the context of higher education and neoliberal economisation. It addresses the tensions between hegemonic educational requirements and the idea of an “unconditional university” (Derrida), which should function as a place of free academic research and critical thinking. Expectations of the university as an extended work-bench and that of cultural studies as a place of social observation are juxtaposed. Paradoxically, the Bologna reform makes the required practical relevance more difficult. The article argues in favour of a return to the fundamental values of science and a stronger integration of theory and practice in order to provide students with a realistic vision of their studies and their future career opportunities.

Keywords: empirical cultural analysis, applied cultural analysis, theory and practice, Bologna, unconditional university

Die Beschäftigung mit den Entwicklungen an den Universitäten im Zuge der Bologna-Reform münden allzu häufig im billig zu habenden Studierenden-„Bashing“ oder in Wehklagen über das Ende der Humboldt'schen Universität. Dabei wird allzu gern vergessen, dass die Bedingungen und „die“ Praxis des Studierens vor der Reform auch nicht befriedigend waren. Allerdings beruhen die Forderungen von Teilen der Politik und Wirtschaft, aber auch seitens eines Teils der Studierenden nach einem unmittelbar verwertbaren (angewandten) Studium auf einem Missverständnis über Zweck und Sinn der Universität. Aber auch wenn wir diese Forderung zurückweisen, können wir uns der Frage, in welcher Form und für was ein Universitätsstudium gut sein soll, nicht entziehen.

Ich werde im Folgenden meine Überlegungen zur gegenwärtigen Lage „der“ Universität und meine Fragen zur Möglichkeit der Angewandtheit in einer Empirischen Kulturwissenschaft angesichts der allgemeinen Rahmenbedingungen sowie der genannten Forderungen in vier Schritten entwickeln.

Erstens möchte ich einleitend versuchen, den gesellschaftlichen Rahmen unter der Bedingung der neoliberalen Ökonomisierung der Universität zu skizzieren, die die Forderung einer unmittelbaren Verwertbarkeit von akademischem Wissen allgemeinwährend hat werden lassen. Zweitens werde ich die Beobachtung diskutieren, dass in der Folge auch Studierende immer häufiger eine unmittelbare Verwertbarkeit von Wissen in der Universität einfordern. Drittens frage ich, ob es Sinn macht, die Curricula des Studiums an den Anforderungen an künftige Wissenschaftler:innen zu orientieren.

Viertens geht es mir um Überlegungen zu einem Verständnis von Angewandtheit, die nicht theoriefeindlich agiert, sondern im Gegenteil, Theorie für eine bessere Berufspraxis zu mobilisieren weiß.

1. Ökonomisierung und Bürokratisierung der Universität

Der Bildungsbereich sieht sich einem großen Druck ausgesetzt. Dieser Druck ist einerseits die Konsequenz einer Ideologie, die mit der Tendenz einer umfassenden Ökonomisierung aller Lebensbereiche verbunden ist. Diese Entwicklung begann Mitte der 1990er Jahre und wirkt ungeachtet der Finanzkrise von 2007 bis heute fort (Müller 2018). Die Konsequenzen sind vielleicht heute erst richtig sichtbar. Auf welcher Ebene wir auch schauen, die Dominanz der neoliberalen Ideologie sowie der Ruf nach unmittelbarer ökonomischer Verwertbarkeit von universitärem wie schulischem Wissen ist nicht zu überhören und wird in Hochschulen konkret umgesetzt. Der Begriff der „unternehmerischen Universität“ mag zwar ein Mythos gewe-

sen sein (vgl. Kuehl 2012), aber tatsächlich finden sich doch immer wieder Elemente in den sogenannten „Zielvereinbarungen“ mit den Ministerien, die die Universitäten anhalten, wie Unternehmen zu agieren (dabei werden neben sinnvollen Vorhaben wie die Verbesserung der Betreuungsrelationen auch Vorgaben in Bezug auf Drittmitteleinwerbung, Prüfungsaktivität von Studierenden oder die zu erreichenden Studierendenzahlen definiert). Auf der Ebene der Arbeitsverträge des wissenschaftlichen Personals, dem Mittelbau, hat darüber hinaus eine Radikalisierung von Prekarisierung stattgefunden, die ihresgleichen sucht. Es geht mir nicht darum, dass die Universitätslaufbahn ohne Risiko sein wird. Es gibt insbesondere in Deutschland inzwischen aber Arbeitsverhältnisse, die schlicht unmoralisch sind. Wir haben es in vielen Fällen mit einer „unendlichen Befristung“ zu tun, in der sich gut ausgebildete Wissenschaftler:innen von einem befristeten zum nächsten befristeten Vertrag hängeln müssen (Schermund 2019). An der sogenannten Exzellenz-Universität Ludwig-Maximilians-Universität in München beispielsweise treibt dieser Zustand besondere Blüten: Aufgrund fehlender Promotionsstellen können Promovierende in einigen Instituten nur als geprüfte Hilfskräfte mit Einjahresverträgen beschäftigt werden. Auf diese Weise wird der Nachwuchs mittels befristeter Verträge ausgebeutet und unter oder entgegen seiner Qualifikation beschäftigt.

Die Einrichtung von sogenannten Universitätsräten hat darüber hinaus sachfremde ökonomische Logiken an hochschulpolitisch zentralen Positionen implementiert. Der Wettbewerb um die Exzellenz-Initiative in Deutschland führt zu einer massiven Vergeudung von Arbeitskraft-Ressourcen, die bei all den Erfolgsmeldungen gerne unter den Tisch fallengelassen wird. Das Gleiche gilt im Übrigen auch für die zahlreichen Bemühungen um FWF- oder DFG-Drittmittel-Gelder. Obwohl die Mehrzahl von Drittmittel-Anträgen nicht zum Zuge kommt, stellt niemand die (ökonomische, sic!) Sinnhaftigkeit dieser Verfahren in Frage. Fragwürdige Rankings werden nicht nur in Österreich als belastbare Aussagen über die Qualität von Universitäten fraglos übernommen und als Indikatoren für Qualitätssicherung missverstanden. Diese Rankings simulieren eine Wissensproduktion über eine Imagination der Leistungsfähigkeit von Universitäten. Die verwendeten Indikatoren stammen aus jener quantifizierenden Forschung, die die Qualität von Wissensproduktion und gar von Lehre nicht sinnvoll zu messen vermag. Spätestens nachdem ein Studienabbrecher in Österreich Bundeskanzler werden konnte, könnte einmal über den gesamtgesellschaftlichen Nutzen eines Studiums ohne Abschluss ernsthaft nachgedacht werden. Die Fetischisierung formaler Bildungsabschlüsse bildete das Einfallstor einer quantifizierenden Lesart von Bologna, obwohl doch gerade die Verfechter:innen der neoliberalen Ideologie gerne betonen, wie wichtig deregulierte und unortho-

doxe Lebensbedingungen angeblich sein sollen. Doch seit die Anhänger:innen eines neoliberalen Denkens in der Universität das Sagen haben, findet genau das Gegen teil statt. Ein formalisiertes ökonomisches Denken mündet in bürokratisierten Arbeitsvollzügen.

Diese Tendenz stellt aber nur scheinbar einen Widerspruch dar. Wir erleben diese Entwicklung als Fortschreiten einer umfassenden Bürokratisierung, die sich beispielsweise als Evaluation oder in Gestalt von hoch formalisierten Peer-Review-Verfahren (vgl. die vernichtende Kritik von Mieke Bal, 2018) maskiert. Hochschullehrer:innen werden einem Druck ausgesetzt, der jedes Maß einer sinnvollen und legitimen Leistungskontrolle übersteigt. Inzwischen müssen die Universitätsinstitute sich permanent Evaluationsprozessen unterziehen, die genau das verhindern, wofür man eigentlich bezahlt wird: Seine Zeit und Kraft für Forschung und Lehre einzusetzen. Das sind nur wenige Hinweise auf eine aus dem Ruder gelaufenen Entwicklung.

In den Universitäten sind sowohl Forschung und Lehre unter Druck geraten, der von verschiedenen Seiten ausgeübt wird. Dieser Druck erfolgt seitens wissenschaftlicher Förderungsinstanzen, von Teilen der Wirtschaft und ihrer Verbände, seitens der Universitätsverwaltungen selbst sowie von Studierenden.

Die Vergabe von Forschungsgeldern auf EU-Ebene ist beispielsweise explizit damit verbunden, im Vorhinein anzugeben, wie viele neue Arbeitsplätze erwartbar seien, welche marktfähigen Produkte entwickelt werden und wie sie zur Wirtschafts- und Standortförderung beitragen.

Das Universitätsstudium wie die öffentlichen Forschungsgelder werden aus Mitteln aller Steuerzahler:innen finanziert. In Bezug auf die Universitäten versuchen privatwirtschaftlichen Akteure allgemeine Ressourcen wie die Wissensproduktion der Universitäten für sich zu reklamieren und zu verbrauchen. Die Forderung nach mehr „Praxis“ meint eine Subjektivierung von Studierenden, die diese vor allem für die partikularen wirtschaftlichen Zwecke privater Akteure gefügig machen sollen. Diese Forderung zielt auf die Zur-Verfügung-Stellung von Arbeitskräften, die für privatwirtschaftliche Zwecke und ihre partikularen Interessen unmittelbar konsumiert werden können. Zentral ist dabei das „Unmittelbare“, denn die Verwertungszyklen in einer finanzmarktgetriebenen Ökonomie fallen immer kürzer aus. In der gegenwärtigen Version von kapitalistischer Ökonomie finden wir immer weniger Akteure, die über den unmittelbaren Shareholder-Value hinausdenken und -planen können oder wollen.

Diese Ökonomisierung ist kein österreichisches Phänomen und bleibt auch nicht auf die Universität beschränkt, sondern erfasst das gesamte Bildungswesen. Es beginnt schon vor dem Studium in den Schulen und sogar noch früher. In Deutschland, wo die Maturitätsprüfung einst neun Jahre dauerte, wurde das Drängen der neoliberalen Ideologie erhöht. Zwischen 2012 und 2015 wurde das sogenannte G8 auf Initiative der Bertelsmann-Stiftung fast flächendeckend eingeführt. Das bedeutete eine um ein Jahr verkürzte Gymnasialzeit. Das Apriori dieser Entwicklung lautete: Schüler:innen müssen schneller auf den Arbeitsmarkt. Das Projekt ist inzwischen auf grandiose Weise gescheitert. In immer mehr Bundesländern ist man wieder zu den ursprünglichen neun Jahren zurückgekehrt. Was aber in diesem Prozess gelungen ist, ist die Subjektivierung der kommenden und gegenwärtigen Studierendeneneration entsprechend voranzutreiben.

Was wäre ein anderes Credo? Ich kann hier nur für mich sprechen, aber ich habe dazu bisher noch keinen Widerspruch gehört. Es geht mir darum in der universitären Lehre zur Vermittlung der Kritikfähigkeit beizutragen. Das Ziel muss sein, Universitätsabsolvent:innen in die Lage zu versetzen, unter komplexen Bedingungen zu nachhaltigen, ökologischen, sozialen demokratischen Entscheidungen beizutragen. Das meint Probleme identifizieren und analysieren zu können sowie Lösungsmöglichkeiten zu finden. Hierzu bedarf es eines breiten Methoden- sowie Orientierungswissens, das nicht sofort eins zu eins im Prozess einer marktkonformen Verwertung nutzbar gemacht werden kann.

Hier geht es um ein konzeptionelles Denken, das sich über die Konsequenzen des eigenen Tuns Klarheit verschaffen will. Eng damit verknüpft ist auch Kritikfähigkeit, womit nicht „Dagegen-Sein“ gemeint ist, sondern zu fragen und zu hinterfragen sowie gelegentlich die Blickrichtung zu wechseln.

Ich möchte weder jammern noch Studierenden-„Bashing“ betreiben. Es geht mir vor allem darum zu diskutieren, wie wir in unserem Fach und in unseren Studienräumen mit diesen Rahmenbedingungen produktiv umgehen können.

Es spricht nichts dagegen, dass auch Professor:innen über ihre Tätigkeit einen Nachweis abliefern müssen, aber es spricht einiges dagegen, wenn sie durch immer neue bürokratische Nachweispflichten kaum mehr Zeit dafür finden, das zu tun, was eigentlich ihr Kerngeschäft ist. Wenn ich eine Möglichkeit sehe, dann die, dass wir gemeinsam Anstrengungen entwickeln, diese Form der Studierenden-Subjektivierung zu unterlaufen und so weit wie möglich gegenzusteuern. Ein Problem besteht aber darin, dass es sich hierbei um eine *Doppelte Subjektivierung* handelt, die nicht allein vom „System“ zu verantworten ist, sondern von den Studierenden und den Universitätsangehörigen selbst mit vorangetrieben wird.

2. Lernen versus studieren?

Ich werde mich im Folgendem vor allem auf Formen der Artikulation dieser Ökonomisierung im Begehen der Forderung nach „Ausbildung“ konzentrieren. Wenn ich in diesem Kontext von „den“ Studierenden spreche, ist mir klar, dass sich diese in ihrer Gesamtheit selbstverständlich heterogener verhalten. Ich fürchte, dass das, was ich im Folgenden vorbringe, als Studierenden-„Bashing“ missverstanden wird. Es geht mir demgegenüber darum, das beobachtbare studentische Begehen, das im Kern nachvollziehbar ist, im Sinne einer „Unbedingten Universität“, wie sie von Jacques Derrida (2002) gefordert wurde, produktiv zu machen.

Eine zentrale Rahmenbedingung ist das Bologna-System mit seiner Unterteilung des Studiums in Bachelor- und Masterstudiengänge. Inwiefern das Bologna-System dafür verantwortlich ist, dass sich unter einem nicht unerheblichen Teil der Studierenden eine Schmalspurperspektive Bahn bricht, kann ich hier nicht diskutieren. Ich möchte nicht ausschließen, dass diese Perspektive auch schon zuvor existiert hat, der Unterschied besteht vielleicht darin, dass sie inzwischen hegemonial geworden ist. Ich gehe davon aus, dass sich das Bologna-System in einer anderen Weise hätte implementieren lassen können als es dann schließlich geschehen ist. Und es ist auch klar, dass diese Tendenz teilweise auch mit einer puren ökonomischen Notwendigkeit einhergeht. Dennoch behaupte ich, dass „Bologna“ diesen Tunnelblick begünstigt. Frappierend ist die insbesondere von einem Teil der Studierenden erhobene Forderung nach einer unmittelbaren Verwertbarkeit von Studieninhalten. In ihrer Terminologie ist das die Forderung nach mehr Praxis und eine implizierte Überflüssigkeit von sogenannter Theorie. Hier passiert dasselbe wie in Bezug auf eine nicht zielgerichtete Grundlagenforschung, der an den Universitäten das Wasser bis zum Hals steht. Wir sehen uns zunehmend mit einem Verständnis von Universität konfrontiert, das davon ausgeht, dass das Studium eine Berufsausbildung sei. Immer wieder hören wir in den Evaluationen, dass noch mehr Praxis erforderlich sei und dass wir die Studierenden viel zu sehr mit angeblich unnützem theoretischem Wissen traktieren würden.

Im besten Fall hängt eine solche Einschätzung mit Annahmen über angebliche Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt zusammen. In Gesprächen der Studienberatungen dominiert die Frage, welche konkreten Job- bzw. Berufsaussichten mit einem Studium verbunden seien. Das Kriterium „interessiert mich“ als Studienentscheidung gerät ins Hintertreffen. Darüber hinaus will ich nicht unterschlagen, dass die Nutzung der Freiheiten des Humboldt'schen Studiums sozial vermittelt waren, diese Freiheiten einen, zumindest bildungsbürgerlich (ererbten), Habitus zur Voraussetzung haben und diese Freiheiten nie von allen genutzt werden konnten.

Ein zweiter Aspekt dieser Haltung ist die Tendenz, das Studium nach dem Bachelor ohne Masterabschluss zu beenden. Das ist der Tatsache geschuldet, dass ein in Bachelor und Master unterteiltes Studium nicht mehr automatisch der Heranbildung von sogenannten Führungskräften dient, von denen ein weiterer Horizont und eine bestimmte Auffassungsgabe gefordert wird. Die Folge ist eine Low-Budget-Akademisierung von immer mehr Tätigkeiten, die allerdings mit entsprechenden Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt verbunden sind. Die langfristige Folge davon wird ein Wandel des Habitus von akademischen Absolvent:innen sein. In meinem Verständnis von Studium ist die Fähigkeit zur Konzeptentwicklung zentral. Dem steht ein Verständnis gegenüber, das überwiegend repetitive Fähigkeiten einfordert.

Dabei bricht sich eine Auffassung von Studium als schulischem Lernort Bahn. Immer häufiger sehen wir uns mit der Anforderung konfrontiert, einen Text erklären zu sollen, ohne dass derselbe zuvor selbständige studiert und ergründet wurde. Einen komplexen kulturtheoretischen Text kann man aber nicht „lernen“, sondern er muss in mehrfachen Anläufen erarbeitet werden. Die Texte in der „Dialektik der Aufklärung“ von Adorno und Horkheimer lassen sich auf Anhieb kaum verstehen. Doch selbst wenn man dem kulturpessimistischen Duktus ihres Denkens widersprechen möchte, bedeutet eine systematische Erschließung dieser Texte einen großen persönlichen Gewinn. „Lernen“ lassen sich solche Texte nicht. Wir können nur vermitteln, wie sich solche Texte aneignen und entschlüsseln lassen.

Das korrespondiert mit einer Beobachtung des Jenenser Kollegen Friedemann Schmoll (2016), der die Abneigung gegen das Unterrichtsformat Vorlesung mit einer Tendenz in Zusammenhang bringt, dass Studierende auch in der Empirischen Kulturwissenschaft versuchen, einen fixen Lernstoff zu reklamieren. Aus seiner Sicht begünstige die Vorlesung in den Kulturwissenschaften die Möglichkeit des Abschweifens, des Widerspruchs und des Einschlagens von Umwegen. Die Vorlesung liefere ein Wissen, das nicht einfach konsumierbar oder für Prüfungszwecke zugerichtet werden könne.

In diesem Zusammenhang gehört auch erwähnt, dass nicht wenige Studierende regelrecht entsetzt sind, wenn man in Klausuren keine Wissensfragen stellt, sondern prüfen möchte, ob sie den Stoff tatsächlich anwenden können. Aber genau diese Fähigkeit ist eine Form von Angewandtheit, die ich in Erinnerung bringen möchte. Diese Version einer angewandten Kulturwissenschaft meint die Fähigkeit, theoretische Kontexte für sehr unterschiedliche Handlungsfelder zu erschließen. Hierzu muss ein Universitätsstudium befähigen. Theorie ist für mich nicht Selbstzweck, sondern um mit Stuart Hall (1994) zu sprechen „immer ein Umweg auf dem Weg zu etwas Wichtigerem“. Die Befähigung, sich systematisch Kontexte zu erschließen,

ist keine „nutzlose Theorie“, sondern liefert ein Orientierungs- und Methodenwissen, durch das berufliches Handeln überhaupt erst gut werden kann. Insofern ist darauf zu bestehen, dass gutes berufliches Handeln ohne Theorie nicht zu haben ist beziehungswise, dass man ohne Theorie auch kein guter Praktiker sein wird. Daher müssen Universitäten dafür einstehen, dass eine gute berufliche Praxis in dem hier zur Diskussion stehenden kulturellen Feld ein theoriegeleitetes Studium benötigt. Andernfalls schaffen die Universitäten sich ab und degradieren sich zu Ausbildungsstätten, die allein repetitive Fähigkeiten vermitteln und das systematische, konzeptionelle und kritische Denken zum Verschwinden bringen.

3. Notwendige Korrekturen

Insofern der Bachelor von seinen Schöpfer:innen selbst als „unmittelbar berufsqualifizierend“ angepriesen wird, muss sich niemand wundern, dass Studierende in großer Zahl immer häufiger die Praxiskomponente einfordern. Auf der Webseite „studieren.at“ lesen wir:

Während das Bachelorstudium an Universitäten eher theoretisch ausgerichtet ist, ist der Praxisanteil an Fachhochschulen deutlich höher. (...) Wer erfolgreich das Bachelorstudium durchlaufen hat, kann entweder in den Beruf einsteigen oder sich für einen weiterführenden Master bewerben.

Ähnliches findet sich bei „studis-online.de“: „Der Bachelor soll – so jedenfalls die Idee – in einem Kurzstudiengang insbesondere für einen Beruf außerhalb der Hochschule qualifizieren, also ‚praxisnah‘ sein.“ Und auch die unvermeidliche Wikipedia verwendet den Terminus „berufsqualifizierend“: „Der Bachelor ist der erste akademische Grad und berufsqualifizierende Abschluss eines mehrstufigen Studienmodells.“ Der Begriff „berufsqualifizierend“, der auch in den offiziellen Dokumenten auftaucht, verbindet sich mit der irreführenden Annahme der Erwerbbarkeit einer unmittelbaren Handlungskompetenz in einem Berufsfeld. Solche Darstellungen unterstützen den Eindruck, dass die Studierenden die Universität immer mehr als einen Ausbildungsort ansehen. Ein Effekt ist, dass die Universität als eine verlängerte Werkbank gedacht wird. Es werden Erwartungen produziert, die überhaupt nicht erfüllbar sind und meiner Ansicht nach auch nicht erfüllt werden sollten. Damit ist aber auch eine Unzufriedenheit vorprogrammiert. Sowohl auf Seiten der Studierenden als auch auf Seiten der Lehrenden, die zunehmend mit Anforderungen konfrontiert werden, für die sie nicht qualifiziert sind. Es ist neben der Selbsterkenntnis, dass das BA-Studium ohne Master ein Schmalspurstudium ist, auch die häufigste Kritik seitens der Studierenden, dass die behauptete berufsqualifizierende Praxisorientierung an den Universitäten nicht stattfinden würde. Wie

sollte dies auch erfolgen, muss man fragen. Hochschullehrer:innen sind in ihrer Mehrheit hierfür nicht qualifiziert. Das ist nicht problematisch, denn ihre Aufgaben liegen woanders und ihre Qualität ergibt sich aus den oben beschriebenen Anforderungen.

Einerseits könnte man sagen, offenbar werden zahlreiche Erwartungen nicht erfüllt und Bologna hat nicht wirklich stattgefunden, weil Universität eben etwas anderes ist und sein soll als das, was unter der Hegemonie des Neoliberalismus aus der Bologna-Reform gemacht wurde und was wohl auch intendiert war. Andererseits wäre in der Tat zu fragen, ob beim bisherigen (dem Humboldt'schen Ideal nachempfundenen) Typus des Universitätsstudiums tatsächlich alles besser war oder ist. Es ist nämlich keineswegs so, dass in den Universitäten vor Bologna alles bestens gewesen ist. Bologna kann als eine Antwort auf die Bildungsreform der 1970er Jahren interpretiert werden. Bologna konnte jedoch zahlreiche Ziele nicht erreichen. Es gibt keineswegs weniger Studienabbrecher:innen oder eine bessere Angleichung bei den Abschlüssen und so weiter. Insofern muss ein dritter Weg gefunden werden. Denn es steht tatsächlich die Frage Raum, wie sinnvoll es ist, im Curriculum so zu tun, als ob am Ende eines Universitätsstudiums alle Absolvierenden Wissenschaftler:innen oder Forscher:innen werden, oder so getan wird, dass sie es werden sollen.

Ich kann hier nur für meine Disziplin sprechen, in die ich einen Einblick habe. Mitunter ist der Vergleich zum Medizinstudium erhellend. Niemand erwartet von den Absolvent:innen des Medizinstudiums, dass sie unmittelbar nach dem Abschluss als Ärzt:innen hinreichend qualifiziert sind. Hier gibt es ein ausgeklügeltes System an Zwischenschritten und niemand würde in Frage stellen, dass das sinnvoll beziehungsweise nicht selbstverständlich sei. Die Vorstellung, im Studium unmittelbar praktisches Handlungswissen zu erwerben, um sich für das kulturelle Feld zu qualifizieren, verkennt die Spezifik dieses Arbeitsmarktes als auch die Irrelevanz eines solch eingeforderten Wissens.

In diesem Zusammenhang erscheint mir der Glaube an die Magie betriebswirtschaftlicher Kenntnisse kaum auflärbar. Das kulturelle Feld ist divers und wir haben es mit sehr spezifischen Ökonomien zu tun. Das bedeutet, dass handlungspraktisches Wissen *along the job* erworben werden muss. Nach wie vor ist das kulturelle Feld ein sehr schwieriger Markt. Nicht alle unsere Absolvent:innen werden hier unterkommen. In anderen Sektoren der Ökonomie ist weniger Fachwissen als konzeptionelles Denken, Problemlösungskompetenz und Orientierungswissen gefragt.

Das kann man nicht oft genug betonen. Daher möchte ich vorschlagen, die Subjektivierung der Studierenden als Ausgangspunkt für eine Form der Angewandtheit zu nehmen, bei der die Wissenskommunikation im Zentrum steht.

4. Welche Angewandtheit?

Daran schließt sich sogleich die Frage an, wozu studieren wir Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie? In der Geschichte der Volkskunde finden sich verschiedene Formen eines Fachverständnisses von Angewandtheit. Besonders markant war die politisch-völkische Selbst-Instrumentalisierung für verschiedene Zwecke. Für die Post-Volkskunde ist die Angewandtheit aus fachhistorischen Gründen ein kontaminiertes Feld (Dow 2018). Für Kärnten/Koroška möchte ich nur drei Versionen von Angewandtheit in Erinnerung rufen.

Einmal die Selbst-Instrumentalisierung der Kärntner Volkskunde in der Nazi-Zeit etwa im „Institut für Kärntner Landesforschung“, wo Georg Graber, Oskar Moser und andere sich freiwillig zu ideologischen Steigbügelhaltern einer terroristischen Kriegsmaschinerie funktionalisieren ließen (Wedekind 2017). Zum Zweiten ist an die Haider-Ära in Kärnten zu erinnern, in der Volkskultur in besonderem Maße zu politischen Zwecken instrumentalisiert wurde und zum Dritten seien auch die vielfältigen Inszenierungen von Volkskultur erwähnt, in denen volkskundliches Wissen der Logik des Tourismus anheimgegeben wird. Letzteres findet sich weit über Kärnten/Koroška hinaus.

Da der Tourismus einer jener Bereiche ist, in denen unsere Absolvent:innen Anstellungen finden können und wollen, müssten wir zum Beispiel verstärkt darüber nachdenken, welches Wissen, etwa über erfundene Traditionen der Volkskultur, den Studierenden mit auf den Weg gegeben werden kann. Genügt es tatsächlich die Traditionen und Brauchtum zu dekonstruieren, müssten wir nicht reflektieren, wie mit dem gesellschaftlichen Begehr nach Authentizität und Geschichte konkret umgegangen werden kann?

An der Klagenfurter Alpen-Adria-Universität bin ich in einen Bachelor- und einen Master-Studiengang involviert, die jeweils den Namen „Angewandte Kulturwissenschaft“ tragen. Die beiden Studiengänge unterscheiden sich voneinander. Der BA zeichnet sich durch eine inhaltliche Dreiteilung in sehr unterschiedliche Fächer aus. Hier absolvieren die Studierenden

- Kurse in mindestens zwei Sprachen plus Kurse in englischer Sprache,
- Kurse, die in das Feld des Kulturmanagements hineinragen, sowie

- Kurse, die Kulturtheorie, Kulturgeschichte und empirische Kulturanalyse zum Thema machen.

Der MA hingegen versteht sich als ein sogenannter wissenschaftlicher, in dem wir allerdings dem Feld der Wissenskommunikation eine große Relevanz beimessen.

Mit der Bezeichnung „Angewandte Kulturwissenschaft“ sind wir in Klagenfurt keineswegs allein. Es gibt dort auch eine „Angewandte Informatik“ oder „Angewandte Betriebswirtschaft“, wobei das vor allem zeigt, dass in Bezug auf die Angewandtheit ein erheblicher Gap zwischen Wirtschaftswissenschaften, Technikwissenschaften und den Kultur- und Sozialwissenschaften besteht. In ersteren ist der unmittelbare berufliche Bezug stark und in den eher reflexiven Gesellschaftswissenschaften ist derselbe nur gering ausgeprägt.

Tatsächlich ist das BA-Studium der Angewandten Kulturwissenschaft im eigentlichen Sinne kein Universitätsstudium, sondern gleicht eher einem Fachhochschulstudiengang. Es erinnert durch die Bezeichnung „Fächer“ in der Curriculumsbeschreibung auch noch mehr an den Schulunterricht. Interessant ist, dass es in der Vergangenheit Debatten mit Studierenden der Angewandten Kulturwissenschaft gab, die dem Master eine zu große Relevanz des Wissenschaftlichen beigemessen hatten und daher die Bezeichnung „angewandt“ in Frage stellten. Von Seiten der Lehrenden lautete die Antwort postwendend: „Stimmt, aber der Master ist eben ein wissenschaftlicher Studiengang.“

Künftig möchten wir in Zukunft den Klagenfurter Studiengang in einer Weise konzipieren, dass das, was als hinderliche Theorie im Studium angesehen wird, ein unhintergehbare Werkzeug in der Wissenskommunikation ist.

Es geht darum, deutlich zu machen und im Studium selbst zu zeigen, wie viel besser ein berufliches Handeln erfolgen kann, wenn ich die spezifischen theoretischen Erkenntnisse in unserem Fach berücksichtige. Es bleibt aber dabei: Das Studium ist keine Ausbildung für die „Praxis“, sondern es ist die unhintergehbare Voraussetzung für eine bessere „Praxis“. Insofern „ist wissenschaftliches Handeln als Problemidentifikations- und Problemlösungshandeln zu verstehen“ (Jacke und Zierold 2014: 13). Ich schlage daher vor den Begriff „angewandt“ und die damit verbundene Idee von „Praxis“ vom Kopf auf die Füße zu stellen und die Idee der „Praxis“ an ihre theoretischen Voraussetzungen wieder rückzubinden.

Ich möchte den Allgemeinplatz, dass eine jede Praxis ohne Theorie nicht zu haben ist, dass jeder Praxis theoretische Apriori vorausgehen (Joas und Knöbl 2004) mit einer Studiengangs-Konzeption einholen, die die Mehrzahl der Studierenden dafür

gewinnt, die theoretischen Inhalte des Studiums für und in unterschiedliche Öffentlichkeiten zu übersetzen.

In Klagenfurt setzen wir vermehrt auf die Erprobung diverser Formen von Wissenskommunikation. In einer solchen Version der Angewandte Kulturwissenschaft geht es insbesondere darum, Ergebnisse der Kulturanalyse im kulturellen Feld zu erproben und in Vermittlungsformate zu übersetzen. Hierzu werden auch in Klagenfurt künftig verstärkt mehrsemestrige Wissenskommunikationsprojekte stattfinden (vgl. z.B. Institut für Kulturanalyse 2019a), in denen Erfahrungen gesammelt werden können, die sonst nur *along the job* zu haben sind (vgl. z.B. Schönberger 2019; Institut für Kulturanalyse 2019b).¹ Die Zielsetzung lautet, für die Studierenden eine realistische Vision des Zwecks ihres Studiums konkret und handlungsermächtigend zu entfalten. Nun ist das eine Entwicklung, die nicht in Klagenfurt erfunden wurde, sondern in unserem Fach bereits den *State of the Art* darstellt. Dabei kommen bisweilen interessante Publikationen oder Ausstellungen zustande. Inzwischen finden sich solche Vermittlungsprojekte selbst bei einigen Soziologie-Studiengängen (vgl. z.B. das Frankfurter Institut für Soziologie; Weber/Schinkels/Stegbauer 2018). In unserem Fach ging diese Entwicklung in den 1950er Jahren vom Tübinger Ludwig-Uhland-Institut aus (Ege 2014: 164). Insofern müssen wir nichts neu erfinden. Vielmehr gilt es die Erfahrungen unter Bologna-Bedingungen zu sammeln und zu bündeln. Die Verschulung führt paradoxe Weise zu größerer „Praxis“-Ferne und erschwert mehrsemestrige Projekte zur Wissenskommunikation erheblich. In Graz wurde daher ein zweisemestriges Masterstudien-Projekt im Curriculum verankert. Das erscheint mir der richtige Weg, nämlich den Master um solch ein Lehrformat zu strukturieren. Das bedeutet beispielsweise, dass wir in Bezug auf den Nachwuchs, aber auch bei Berufungen keineswegs in erster Linie auf Peer-Review-Publikationen insistieren sollten, sondern auch die Fähigkeit zur Wissenskommunikation zentral berücksichtigen müssten. Hier sammele ich derzeit zahlreiche Erfahrungen mit der Erstellung von A0-Postern (unter regelmäßiger Hinzuziehung eines Informationsdesigners), in denen Wissen für eine größere Öffentlichkeit übersetzt werden muss (vgl. z.B. das Projekt „Selfies im Görtschitztal“, Institut für Kulturanalyse 2019c).

1 Die erste Version dieses Textes wurde bereits 2018 entworfen. In einigen Punkten müsste der Artikel vollständig überarbeitet werden. Doch die grundlegende Argumentation hat m.E. Bestand. Inzwischen wurde der Studiengang neu aufgesetzt und die Bezeichnung lautet „Angewandte Kulturwissenschaft und Transkulturelle Studien“, dessen Kernstück wie an anderen Standorten unseres Faches ein zweisemestriges Lehrforschungsprojekt ist.

Aber hier kommen nun auch wieder theoretische Aprioris ins Spiel. Wenn in den Fächern, die zur Post-Volkskunde zählen, die Etablierung eines weiten Kulturbegriffs die Voraussetzung war, bei dem mit Arnold Niederer (1975) gesprochen die Kultur vom Himmel ins Erdgeschoss zurückgeholt wurde, wenn damals der idealistische bürgerliche Kulturbegriff zu Recht dekonstruiert wurde, sind wir heute mit einer viel komplexeren Aufgabe konfrontiert. Die Etablierung der sogenannten Kreativwirtschaft und der Siegeszug des „Kreativen Imperativs“ (Reckwitz 2012) impliziert eine umfassende Überführung des Kulturellen in die Warenform. Der gegenwärtige hegemoniale Kulturbegriff ist ein durch und durch kommerzialisierter und eben ein Effekt der neoliberalen Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Die Eventisierung, die Versuche, Kultur auf das Moment eines Standortfaktors zu reduzieren, realisiert das, was Guy Debord Ende der 1960er Jahre, als die „Gesellschaft des Spektakels“ analysiert hat. Die derzeitige Zurichtung alles Kulturellen im Sinne einer Ware, deren Wert daran bemessen wird, welchen Mehr-Wert sie generiert, ist auch der Ausgangspunkt des Interesses an unserem Studiengang. Wenn ich mir hierüber keine theoretische Klarheit verschaffe, bin ich nur Teil des Problems und kein Akteur oder keine Akteurin, der oder die im kulturellen Feld handelt oder gestaltet. Die Frage ist, wie wir es schaffen können diesen Sachverhalt verstehbar und damit auch veränderbar zu machen. Wenn wir Kulturanalyse in der Angewandten Kulturwissenschaft als Gesellschaftsanalyse verstehen möchten, wenn wir sie als Selbstbeobachtungsinstrument von Gegenwart begreifen, wenn das Studium zur Selbst-Reflexion befähigen soll, dann müssen wir daran arbeiten, die Fähigkeit zur Analyse von soziokulturellen Praktiken, von kulturellen Artefakten und zum Erkennen von normativen Aprioris einzüuben.

Es geht dabei nicht um das Dagegensein. Es geht um ein berufliches Handeln, das die Aprioris des eigenen Feldes versteht. Das bleibt für mich eine unhintergehbare Voraussetzung für jedes berufliche Handeln im weiten Feld der Kulturarbeit. Nur dann verstehe ich mein Berufsfeld, die Möglichkeiten und Begrenzungen und kann die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen meines Berufsfelds angemessen in meinem professionellen Handeln berücksichtigen. Es geht in dem von mir favorisierten Verständnis von Angewandtheit also nicht nur um die Perspektive des theoriefreien Handelns oder um die bewusstlose Feier des bloßen Machens.

Es geht vielmehr um die Verknüpfung zweier Perspektiven: Kulturarbeit auf der Grundlage kulturanalytischer Methoden und Theorien. Wir sollten offensiver die künftigen Arbeitsfelder der Studierenden adressieren und mit den Methoden und theoretischen Analysewerkzeugen verknüpfen. Jacques Derridas berühmte Forderung nach der unbedingten Universität verbindet er mit einem „bedingungslose[n] Recht zu hinterfragen.“ Hiervon sind wir noch meilenweit entfernt. Wenn Derrida

„auf Widerstand gegen jede Form von ökonomischer, politischer, rechtlicher oder ethischer Beschränkung“ dringt, dann ist das keineswegs als eine Forderung nach Zweckfreiheit oder Rückzug aus sozialen und ökonomischen Kämpfen zu verstehen. Sein „Denken des Unmöglich-Möglichen“ ist nicht als utopisch zu verwerfen, sondern ich verstehe es als Aufforderung immer wieder zu versuchen als Lehrer:innen im Sinne einer „Humanitas“ handeln. Ich möchte den Prozess der Ökonomisierung stören und vertrete eine Kulturanalyse jenseits eines rein zweckrationalen Kosten-Nutzen-Denkens. Handlungsrelevant wird dies dort, wo wir dazu beitragen können, die Handlungsmöglichkeiten eines marktförmigen Denkens einzuschränken. Hier knüpft ein anderer Satz Derridas über sein Verständnis als Hochschullehrer an, an dessen praktischer Umsetzung ich mich zu beteiligen versuche:

„Die Profession des Professors hat (...) mehr mit einer Konfession zu tun als mit dem Metier eines bloßen Wissensvermittlers.“

Nämlich die Konfession, Kulturarbeit kulturanalytisch zu fundieren und Kulturanalyse als handlungsrelevantes Werkzeug weiterzuentwickeln.

Literatur

- Bal, M. (2018), „Let's Abolish the Peer-Review System“, *mt – media theory*, 3th September, <http://mediatheoryjournal.org/mieke-bal-lets-abolish-the-peer-review-system/> (Zugriff 10.10.2019).
- Debord, G. (1999 [1967]), *Die Gesellschaft des Spektakels* (Wien: Tiamat).
- Derrida, J. (2002), *Die unbedingte Universität* (Frankfurt am Main: Suhrkamp).
- Dow, J. R. (2018), *Angewandte Volkstumsideologie. Heinrich Himmlers Kulturkommissionen in Südtirol und der Gotschee* (Innsbruck; Wien; Bozen: Studienverlag).
- Ege, M. (2014), „Tübingen/Birmingham: Empirische Kulturwissenschaft und Cultural Studies in den 1970er-Jahre“, In: *Historische Anthropologie* 22, Nr. 2, 149–181.
- Hall, S. (1994), „Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten“, In: Hall, S.: *Rassismus und kulturelle Identität*, Ausgewählte Schriften 2 (Hamburg: Argument), 66–88.
- Horkheimer, M. und T. W. Adorno (2008/1944), „Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente“, In: Fischer, D.: *Kulturindustrie: Aufklärung als Massenbetrug* (Frankfurt am Main: Suhrkamp), 128–176.
- Institut für Kulturanalyse (2019a), „(Lehr-)Forschungsprojekte im Studium AKuWi“, Online-Publikation: <https://www.aau.at/kulturanalyse/studium/lehrforschungs-projekte-im-studium-akuwi/> (Zugriff 10.10.2019).

- Institut für Kulturanalyse (2019b), „For Forest – ein Konflikt um Kunst?“, Online-Publikation: <https://www.aau.at/kulturanalyse/studium/lehrforschungs-projekte-im-studium-akuwi/for-forest-ein-konflikt-um-kunst/> (Zugriff 10.10.2019).
- Institut für Kulturanalyse (2019c), „Selfies im Görtschitztal“, Online-Publikation: <https://www.aau.at/kulturanalyse/studium/lehrforschungs-projekte-im-studium-akuwi/selfies-im-goertschitztal/> (Zugriff 10.10.2019).
- Jacke, C. und M. Zierold (2014), Das Theorie/Praxis-Missverständnis: Mehr als ein Transferproblem in Popmusikkultur- und Medienforschung. Sechs Thesen und ein Appell. In: Binas-Preisendörfer, S., J. Bonz und M. Butler (Hg.): *POP / WISSEN / TRANSFERS. Zur Kommunikation und Explikation populärkulturellen Wissens* (Berlin: LIT-Verlag), 7–26.
- Joas, H. und W. Knöbl (2004), Erste Vorlesung – Was ist Theorie? In: Joas, H. und W. Knöbl: *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Verlesungen* (Frankfurt am Main: Suhrkamp), 13–38.
- Kuehl, S. (2012), *Der Mythos von der unternehmerischen Universität. Die Präzision eines unpräzisen Begriffs in der hochschulpolitischen Debatte. Working Paper 3/2012*, https://www.unibielefeld.de/soz/personen/kuehl/pdf/Working-Paper-3_2012-Stefan-Kuehl-Der-Mythos-von-der-unternehmerischen-Universitaet-23.05.2012.pdf (Zugriff 30.9.2019).
- Müller, C. (2018), „Ökonomisierung“ der Hochschulen. Ein Rückblick. In: *Journal of New Frontiers in Spatial Concepts*, Volume 10: S. 1–14. http://ejournal.uvka.de/spatialconcepts/wp-content/uploads/2018/02/spatialconcepts_article_2059.pdf (Zugriff 30.09.2019).
- Niederer, A. (1975), „Kultur im Erdgeschoss. Der Alltag aus der neuen Sicht des Volkskundlers“, In: *Schweizer Monatshefte. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur* 55, Nr. 6: S. 471–476. dx.doi.org/10.5169/seals-163094 (Zugriff: 12.10.2019).
- Reckwitz, A. (2012), *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung* (Berlin: Suhrkamp).
- Schermund, K. (2019), „Wissenschaftlicher Nachwuchs. Die unendliche Befristung. Eine Stellungnahme der Unikanzler hat die Debatte über Befristungen in der Wissenschaft neu entfacht. Ein Kommentar“, In: *Forschung und Lehre*, 10.10.2019, <https://www.forschung-und-lehre.de/politik/die-unendliche-befristung-2202/> (Zugriff 12.10.2019).
- Schmoll, F. (2016), „Vorlesen, Hören, Denken in Gemeinschaft. Ein Plädoyer für die immer wieder zeitgemäße Lehrform Vorlesung“, In: Schmidt-Lauber, B. et al. (Hg.): *Doing University – Reflexionen universitärer Alltagspraxis* (Wien: Universität Wien), 81–102.
- Schönberger, K. (2019), „300 Bäume. Streit um die Kunstinstitution „For Forest“ im Wörthersee-Stadion“, In: *Kulturanalyse des Alltags*, Der Standard, 22.8.2019, <https://www.derstandard.at/story/2000107592970/streit-um-die-kunstinstitution-for-forest-imwoerthersee-stadion> (Zugriff 10.10.2019).
- Weber, H., P. Schinkels und C. Stegbauer (2018), „Stimmt so! Warum Trinkgeld mehr ist als nur etwas „oben drauf““, In: *UniReport*, Nr. 2, 5. April 2018: S. 6, http://www.unireport.info/71145627/unireport_2-18.pdf (Zugriff 12.10.2019).
- Wedekind, M. (2017), Institut für Kärntner Landesforschung, In: Fahibusch, M., I. Haar und A. Pinwinkler (Hg.): *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme*, 2. Ausgabe: S. 1433–1442.

Klaus Schönberger is Professor of Cultural Anthropology at the Department of Cultural Analysis at the University of Klagenfurt/Celovec. He was the coordinator of the EU-Horizon 2020 Project TRACES. He also led several research projects at the Zurich University of the Arts which were at the interface between ethnography and research into the arts.